

Die Wirtin zur Traube

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 46

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 46 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 14. November

Die Welt vergeht.

Der Schneewind weht,
Die Welt wird kalt,
Die Krähen flüchten nach dem Wald.
Ein jeder ist auf sich gesinnt,
Der liebste Ruf zerschellt im Wind.

Die Welt wird alt,
Die Welt vergeht.
Indes die Liebe vor uns steht
In Tränen und in Bettlerschuh'n,
Hat jeder nur mit sich zu tun. Wilhelm Schuffen.

Die Wirtin zur Traube.

Novelle von Lisa Wenger.

1

I.

Der Winter war hart und lang gewesen. Die schmalen Feldwege, welche die Bauern im Appenzell schaufeln mußten, liefen zwischen Mauern von Schnee.

Der Wetterwart auf dem Säntis war auf viele Wochen von der Welt abgeschnitten und mußte lange auf frisches Brot, Briefe und ein Plauderstündchen mit dem Träger warten.

Aber dann kam urplötzlich der Frühling, und mit ihm, als habe alle Ordnung aufgehört und die Jahreszeit den Kompaß verloren, die Hitze.

Von den Bergen stürzten die Wasser. Auf den Feldern wurden die braunen Flecke zwischen dem Schnee größer und dunkler, grüne Spitzen hoben sich, die geschwellte, behäbige Knospen sprangen auf an den safttrockenden Zweigen, und die Appenzeller Häuschen glänzten braun und glatt in der Sonne wie des Landes berühmte Lebkuchen.

Alles regte sich, veränderte sich und suchte den Winter abzuschütteln, denn Land und Leute hatten übergenuß von ihm.

Mitten in dem fröhlichen Werden hielt der Tod reiche Ernte. Die Alten, die monatelang hinter dem Ofen gesessen, ertrugen das Blühen nicht mehr, und das Lebenslichtlein der Kranken, das die trüben Tage überdauert, flackerte auf und erlosch. Das Totenglöcklein gellte, und schwarz zog es durch das Land dem Kirchhof zu. —

Auch Peters, des Bergführers Witwe lag im Sterben. Sie wußte, daß sie es nicht mehr lange machen würde und schickte ihren Buben zur Traubenwirtin.

Er ging und fragte vor der Tür des großen und schönen Gasthauses, dem die Nelken schon aus allen Fenstern

hingen, schier endlos den Rot von den Schuhen. Dann nahm er die Mütze vom Kopf und klopfte.

„Herein!“ rief eine fröhliche, laute Stimme.

Drinne in der hellen, sonnendurchfluteten Stube saß Dorothee Dörig an einem glatten Tisch und hatte den Kalender vor sich. Sie war am Addieren einer Rechnung und hatte schon zum zweitenmal anfangen müssen, denn Rechnen war ihre Sache nicht.

„Gleich, Alexander“, sagte sie. „Und 8 sind 46, und 4 sind 50, und 9 sind 59. So, Kanderli, was willst du? Wie geht's der Mutter?“ fragte sie und bot dem Knaben die Hand.

„Schlecht“, sagte das Kind mit bedrückter Stimme. „Sie läßt Euch sagen, daß es zum Sterben gehe. Ihr möchtet doch zu ihr kommen, wenn Ihr Zeit habt.“

Das große, freundliche Gesicht der hohen Fünfzigerin verdüsterte sich.

„Was, so schlecht steht es mit ihr? Das will ich meinen, daß ich Zeit habe, wenn eine mich rufen läßt, die dem Himmel zu will. Ich komme gleich mit dir.“ Sie band ihre glänzende Schürze ab, die sie über ihrem in hundert Falten gelegten Rock trug. „Aber wart, wir wollen der Mutter etwas mitbringen.“ Sie ging hinaus und kam bald mit einem gefüllten Korb zurück, dessen Inhalt genügt hätte, einen Gesunden zu sättigen während acht Tagen.

„Da Kanderli. Was die Mutter nicht essen mag, ißt du dann.“

Das Kind nahm den schweren Korb, dankte schüchtern und ging hinter der stattlichen, aufrechten Wirten her hinüber in seiner Mutter Häuschen.

In einem schmalen hölzernen Bett lag die abgekehrte Kranke und hustete, daß es erbärmlich anzuhören war. Es schüttelte sie im Bett auf und ab. Die Traubenwirtin stützte die Frau. Endlich konnte sie wieder reden. Sie setzte, nun es zum Sterben ging, alle ihre Hoffnung auf die reiche Nachbarin.

„Frau Dörig“, begann sie stoßend, zwischen den einzelnen Sätzen schwer atmend, „Ihr seid die reichste Frau im Dorf.“

„Nu ja, nu ja“, gab die Wirtin zu. „Eine muß ja die reichste sein, nicht wahr?“ Es klang, als wollte sie sich entschuldigen.

„Und Ihr seid auch die beste“, fuhr die Kranke fort und hob die gelbe Hand, als Dorothee abwehren wollte. „Ihr seid die beste. Ich habe es oft genug erfahren. Und darum habe ich gedacht —“ Sie stockte.

„Was denn, Liseli?“ ermunterte sie die Wirtin.

„Ich habe so eine Hoffnung, daß Ihr vielleicht meinen Alexander zu Euch nehmen würdet, wenn ich gestorben bin. Ich darf ja fast nicht fragen, es ist unverkämmt, aber das Kind bleibt so allein, es hat niemand.“

Die Tränen rannen über ihre hageren Wangen. Angstvoll sah sie zu der Nachbarin auf. Wochenlang hatte sie daran herumbestudiert, ob sie diese große, gewichtige Bitte der Traubenwirtin gegenüber aussprechen dürfe. Jetzt hatte sie es endlich gewagt. Sie sah vor sich hin und zerrte unruhig an der Decke. Da fühlte sie ihre Hand ergriffen und warm gedrückt.

„Den Alexander nehme ich herzlich gern zu mir. Ich habe ja keine Kinder, und ich verspreche dir, Liseli, vor unserm Herrgott, daß ich ihn halten will wie ein eignes.“

Die Kranke konnte nicht reden. Sie schloß die Augen, und ein unaussprechlicher Ausdruck von Ruhe und Glück erhellte ihr Gesicht.

„Ich kann Euch nicht danken“, flüsterte sie. „Aber im Himmel —“

„Liseli, mach kein Wesen. Ob so ein dünnes Büblein mitißt in der ‚Traube‘, das merkt keiner.“

„Es geht nicht nur ums Essen.“

„Nu ja, wenn er auch einmal ein Kleid braucht oder ein Paar Schuhe.“ Die Wirtin zuckte die breiten Schultern.

„Frau Dörig, er ist ein liebes Kind“, begann nun die sterbende Mutter ihren Buben der Wirtin ans Herz zu legen. „Er sagt nicht viel. Aber er ist anhänglich und tut einem gern etwas zulieb. Redet etwa mit ihm von mir. Es drückt ihm sonst das Herz ab.“

„Natürlich, Liseli.“

„Ihr könnt ihm vertrauen. Er hat mich nie angelogen. So ein wenig träumerisch ist er. Man muß ihn aufrütteln. Er hat es halt auch nicht schön gehabt und kaum das nötige Essen. Aber er ist ein gutes Kind.“

Sie wollte noch mehr sagen, um den Knaben der Wirtin lieb zu machen. Aber ihre Kräfte reichten nicht mehr dazu. Erschöpft ließ sie den Kopf zur Seite fallen. Dann fuhr sie auf. Es kam wieder ein Hustenanfall. Dorothee half und stützte sie mit ihren starken Armen.

„Soli, soli“, sagte sie beruhigend, wie zu einem Kind. „Es kommt schon wieder besser, Liseli.“

Die Frau lächelte, als sei sie schon nicht mehr auf der Erde. Sie hatte Abschied genommen vom Leben. Nun sie Alexander versorgt wußte, war ihr das Sterben leicht.

„Ich muß jetzt gehen, Liseli“, sagte die Wirtin. „Heute abend sehe ich wieder nach dir. Und dem Alexander sein Stüblein will ich lüften. Weißt du, ich will ihm das neben der Laube geben. Es ist so schön sonnig. Du kennst es ja. Ich hatte im Winter die Blumenzwiebeln darin.“

Unbeschreiblich dankbar sah die Kranke zu der guten und starken Frau auf, bei der ihr Kind Schutz und Unterkunft finden sollte.

„Gott lohn's“, sagte sie kaum hörbar.

Die Wirtin ging. Draußen stand Alexander und machte Holz klein.

„Geh zur Mutter herein“, sagte sie freundlich und strich ihm über die hellen Haare. „Hol mich, wenn's nötig sein sollte.“

Alexander nickte, und Dorothee Dörig schritt ihrem großen Hause zu, das mit seiner hellglänzenden Fensterreihe, den weißen Fensterrahmen und den durchsichtigen Vorhängen gar verlockend aussah. —

Die „Traube“ war weit im Appenzeller Land herum berühmt. Die Wirtin führte eine vorzügliche Küche, gute Weine und hatte für jeden, der einkehrte, ein freundliches oder munteres Wort, mochte er sein, wer er wollte.

Sie war früh Witwe geworden, und schon bald nach dem Tode ihres Seligen schwirrte es von Heiratsanträgen. Aber sie hatte in der Ehe bittere Erfahrungen gemacht und meinte, sie wolle nicht zum zweiten Male Gott versuchen, nachdem sie glücklich Witwe geworden.

Zehn Jahre dauerte es, bis die Freier endlich einsehen, daß es ihr Ernst sei mit ihrer Vorliebe für den Witwenstand.

Mehr als alle andern hatte ihr der Jakob Nyfflinger zugehört. Sie waren Nachbarkinder gewesen, und die großen Güter ihrer Eltern stießen aneinander.

Als sie ein zwanzigjähriges, schönes, braunäugiges Mädchen gewesen, hatte er zum erstenmal um sie angefragt. Aber sie hatte den Dörig genommen.

Als der Uli Dörig gestorben und sie eine stattliche und hübsche Witwe geworden war, kam der Jakob zum zweitenmal und wollte sie zur Frau haben.

Aber wie gesagt, Frau Dorothee war der Ehestand verleidet. So lieb ihr Jakob als Freund war und so froh sie war über seinen Rat, so wenig hatte sie Lust, ihn zum Mann zu nehmen. Wozu? Die Wirtschaft führte sie längst allein, denn ihr Mann selig hatte sich wenig um das Geschäft bekümmert und lieber mit den Gästen Karten gespielt.

Die Geldgeschäfte hatte ihr der Jakob schon zu Lebzeiten Uli's besorgt und nach seinem Tode ganz in die Hände genommen. Deshalb brauchte sie also nicht zu heiraten. So sagte sie zum zweitenmal „nein“.

So zufrieden sonst Dorothee mit Jakob war, so hatte sie doch eines an ihm auszusetzen: er hing wie eine Klette am Besitz. Was er einmal hatte, konnte ihm keine Macht der Erde mehr entreißen. Als er älter wurde, verwandelte sich diese Eigenschaft in ganz gewöhnlichen Geiz.

Daher war sie ein wenig in Sorge, was er dazu sagen würde, wenn sie den Alexander ins Haus nähme.

Er hob die Brauen so hoch, daß sie spitz wie ein Hausdach über den Augen standen und sah sie mit seinen klugen, kalten Augen ärgerlich an.

„Es ist deine Sache, Traubenwirtin“, sagte er, „nicht meine. Es geht mich nichts an, und du hörst ja doch nicht auf mich. Aber das kann ich dir sagen, mit dem Buben ladest du dir etwas auf. Wenn er größer wird, kannst du dann herausrücken, mehr als dir lieb ist, und zahlen, und zahlen.“ Er wischte sich den Mund, so rasch hatte er gesprochen.

„He nu“, sagte die Wirtin, „so zahlt man eben.“

Da ereiferte sich aber der Alte gehörig.

„Zahlt man eben, zahlt man eben. Was ist das für ein Geschwäk? Liegt das Geld auf der Straße? Und an deine alten Tage denkst du nicht?“

„Die drücken mich nicht“, sagte gemütlich Dorothee. „Es wird wohl genug da sein.“

„So“, sagte giftig Jakob. „Und der Neubau? Und der Stall? Und die große Wiese, die du partout kaufen wolltest, nur um ein schön abgerundet Besitztum zu haben? Das hat dein Geld aufgefressen.“

„Jakob, mach mir die Ruh nicht scheu! Einstweilen ist das Büblein vierzehn Jahre alt, und kein Mensch wird es merken, wenn es mitißt. Und zu einem Paar Schuhe oder einem Kleidlein wird die ‚Traube‘ das Geld auch noch hergeben können.“

„Hergeben! Wenn du nur hergeben kannst! Wenn ich das Deine nicht zusammenhielte, du hättest längst nichts mehr.“

„Für wen hältst du es zusammen?“ fragte die Wirtin, und ein Schatten legte sich auf ihr zufriedenes Gesicht. „Kinder sind keine da, leider Gottes. Also für die Verwandten des Mannes selig? Die gönnen mir kaum mehr das Leben, so eilig haben sie es, mich zu beerben.“

„No ja, no ja, wer wird denn dir das Leben nicht gönnen! Siehst ja aus wie das Leben selber. Und was den Petersbuben betrifft, so mach, was du willst“, sagte Jakob nachgiebig. „Du machst ja doch immer, was du im Sinn hast.“

Die Wirtin lachte, und Jakob machte ein mürrisches Gesicht, weil es ihn ärgerte, daß Dorothee ihn so um den Finger wickeln konnte, trotzdem sie ihn schon zweimal nicht gewollt hatte. —

Als Rikli gestorben war, hatte die Traubenwirtin Alexander in ihr Haus geholt, und bald war es ihr, als sei er schon immer dagewesen. Sie hätte es ohne den Buben gar nicht mehr machen können.

Und er gedieh unter der mütterlichen Pflege der guten Frau und ließ es sich wohl sein bei ihr, wenn er auch monatelang der Mutter nachgeweint hatte und seine Augen aufleuchteten, wenn Dorothee von ihr zu reden anfing. —

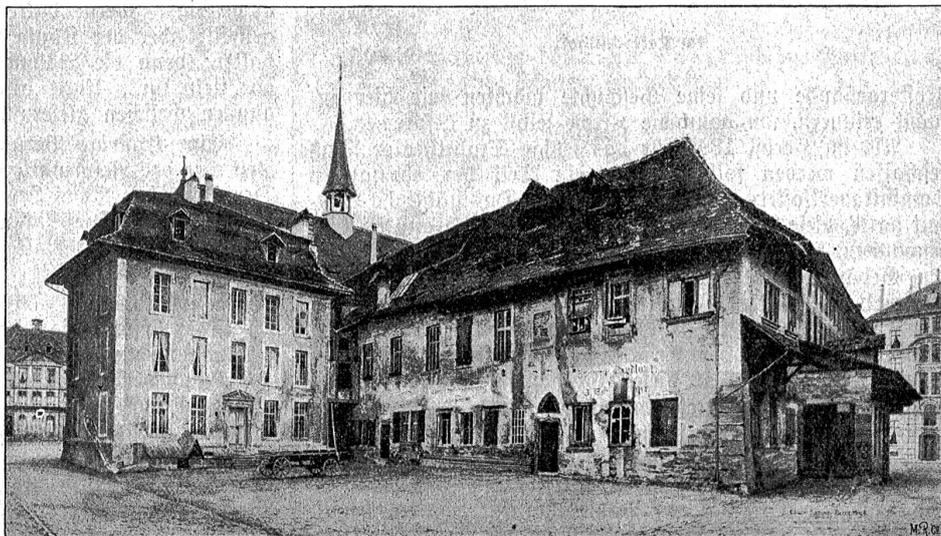
(Fortsetzung folgt.)

Zur Renovation der Französischen Kirche in Bern.

„Das Alte wird nie alt, es wird nur alt das Neue.“ (Rückert.)

Wie schnell wir Menschen uns an das Neue gewöhnen, zeigt uns tagtäglich das Beispiel unserer Stadt: wir erleben es, daß ganze Straßenpartieen mit ausgedehnten Häuserkomplexen niedergedrückt werden und an ihrer Stelle neue Gebäude entstehen; wir schauen dem Vorgang zuerst interessiert zu, bedauern wohl da und dort die Zerstörung eines charakteristischen alten Stadtbildes; aber dann steigt der Neubau allmählich in die Höhe, wir gewöhnen uns an den Anblick der fertigen Fassade und zuletzt ist die alte Vorstellung von der neuen so sehr in den Hintergrund gedrängt, daß wir nur mit Mühe in unserer Erinnerung das Bild des früheren Zustandes wachrufen können. So wird es wohl jedem unserer Leser ergehen oder ergangen sein mit dem Teil der Stadt, der sich um die heutige renovierte Französische Kirche herum gruppiert. Im Mittelpunkt des Interesses steht zur Stunde der gewaltige Neubau der Volkshäuser, der kürzlich dem Betrieb übergeben wurde. Doch nicht von dieser Partie soll hier die Rede sein; sie verdient eine Darstellung für sich. Wir möchten die Aufmerksamkeit der Leser auf die frisch renovierte Französische Kirche selbst und auf den nördlich davon gelege-

nen Gebäudekomplex lenken. Die hier an die Französische Kirche anschließenden Bauten: die Kasse und das Requisitenmagazin des Stadttheaters, sowie die Magazine der städtischen Feuerwehr sind unscheinbar und können uns wenig interessieren. Interessanter ist die Vergangenheit des Bodens, auf dem diese Gebäude stehen. Sie stehen nämlich an der Stelle des ehemaligen Dominikaner- oder Predigerklosters. Die heutige Französische Kirche ist die ehemalige Klosterkirche der Dominikaner. An das



Ostfront des ehemaligen Dominikanerklosters.